

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 30 (1950-1951)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Lebendige Wissenschaft

«Auch der geistigen Not begegnet man am besten, indem man ihr in entschlossenem Zupacken zu Leibe geht und sich den Fragen, die sie aufwirft, stellt — in dem festen Willen zur sachlichen Erkenntnis und in der ruhigen Gehaltenheit durch einen Glauben, der dort nicht zu verzagen braucht, wo die Menschen hundertfach verzagt sind». Wir lesen diese Zeilen in der «Zielsetzung» einer seit 1946 erscheinenden Akademischen Schriftenreihe, deren Überschrift eine zwar nicht neue, doch immer wieder erneuernde Forderung in sich trägt¹⁾.

Der Herausgeber dieser Schriften, der Heidelberger Kirchenhistoriker *Hans von Campenhausen*, will nicht einer dem Tag verhafteten Wissenschaft rufen. Lebendigkeit heißt bei ihm nicht Anpassung an Strömungen und «Ismen». Er sieht darin das im Christlichen ruhende gemeinsame Streben nach Erkenntnis der Werte, die das Zeitliche beeinflussen, die Haltung des geistigen Menschen also, der zum Horchen, zum Lernen und Stellungnehmen aufgerufen ist. Gläubiger Ernst und Verantwortungsfreude begleiten dieses Erkennen der Wahrheit.

In den bis heute vorliegenden zwölf Heften kommen unter Gelehrten verschiedener Fachgebiete auch Schweizer zu Wort, zunächst Professor Leonhard von Muralt in Zürich im vierten Heft (Bismarcks Reichsgründung) und Professor Emil Brunner in Zürich im fünften (Zeitliche Ordnung und Ewigkeitshoffnung). Der Herausgeber möchte den Kreis der Mitarbeiter nicht durch Grenzpfähle und nicht durch Schranken der Überzeugung oder der wissenschaftlichen Disziplin eingengt wissen. Damit leistet er einen begrüßenswerten Beitrag zum Gedanken der Universitas, in einer Zeit, die ihm — leider — allzustark entgegenstrebt.

Albert W. Schoop

Zwei Studien über Platon

Mit einer ärgerlichen Verspätung, die wir zu entschuldigen bitten, sei hier auf zwei Bücher hingewiesen, die die Deutung platonischer Texte zum Gegenstand haben. Sie gehen von denkbar verschiedenen Gesichtspunkten aus, das eine, wie schon der Titel *Hermann Koller, Die Komposition des platonischen Symposions*, anzeigt, von literaturgeschichtlichen, das andere, *Martin Heidegger, Platons Lehre von der Wahrheit*, von philosophischen. Sie berühren sich darin, daß sie erneut bestätigen, daß in der Erklärung Platons in allen Richtungen das Wichtigste erst noch zu leisten ist*).

Die Scheu davor, dem Genius zu nahe zu treten, ist noch so groß, daß die Zahl jener Werke, die es wagen, nicht nur Paraphrase seiner Dialoge zu sein, immer noch erstaunlich gering ist. Man darf aber beide Bücher, von denen hier die Rede sein soll, zu denjenigen rechnen, die wirklich interpretieren wollen. Beginnen wir, wie billig, mit dem Buch von Heidegger. Es trägt noch einen Untertitel; dem Vortrag über Platons Lehre von der Wahrheit ist ein Brief an Jean Beaufret über den «Humanismus» beigegeben. Und es sei gleich offen bekannt: die Beigabe ist außerordentlich viel gewichtiger als der Haupttext. Dieser ist eine Übersetzung und

¹⁾ Kreuz-Verlag, Stuttgart 1946 ff.

*) Leemann, Zürich 1948, und Sammlung Überlieferung und Auftrag, Bd. 5, Francke, Bern 1947.

Erläuterung des berühmten Höhlengleichnisses in Platons Staat. Es ist mißlich, an einem der unstrittig größten Philosophen unserer Gegenwart Kritik üben zu müssen. Aber es ist leider so, daß die eine Hälfte der Erläuterung durch ihre Banalität enttäuscht und die zweite Hälfte falsch ist. Die erste Hälfte: Heidegger geht dem Weg des menschlichen Schicksals nach, so wie es Platon im Höhlengleichnis andeutet. Vier Aufenthalte gibt es: den der Gefesselten, die an der Rückwand der Höhle die Schatten der Dinge sehen und diese für das Wirkliche halten. Der geblendete Blick aus der Höhle auf das Licht; so geblendet, daß das Auge am liebsten wieder zu den Schatten zurückkehren möchte. Dann der Aufstieg zum Licht und der Anblick des Seins selbst. Endlich die Rückkehr dessen, der gesehen hat, zu den noch Gefesselten, die ihm aber nicht glauben und ihren Befreier töten. Daß dies gut voneinander gesondert wird, daran ist kein Zweifel. Aber kaum ein Wort fällt über das, worauf es Platon augenscheinlich am meisten ankam: über die doppelte Paradoxie, daß der, der das Licht zum ersten Mal erblickt, von ihm gar nicht angezogen, sondern vielmehr wie abgestoßen wird und am liebsten es nicht gesehen hätte; und daß der, der den Gefesselten die Nachricht vom Licht bringt, von ihnen nicht mit Freude begrüßt, sondern getötet wird. Dieses doppelte Scheitern des Menschen ist ein eigentümliches und wohl zu bedenkendes Paradoxon in einer Philosophie, die im übrigen so sehr danach strebt, das Gute und das Sein als dasjenige sichtbar zu machen, dem der Mensch eigentlich und im tiefsten Grunde zugewandt ist. Warum spricht Heidegger davon nicht? Die zweite Hälfte seiner Interpretation will zeigen, daß mit Platon eine Wendung in der Lehre von der Wahrheit eingetreten sei. Die Wahrheit wird nun nicht mehr vom Sein her, sondern von der Richtigkeit her begriffen. Heidegger sieht in der Überordnung der «Idee» über die Wahrheit die Überordnung der Richtigkeit des Blicks über das Sein selbst. Das ist nun grundlegend falsch und man sollte meinen, daß die neuere Platonforschung das wenigstens ans Licht gestellt hätte, daß die platonische Idee nun eben gerade nicht primär eine gnosologische, sondern eine ontologische Angelegenheit ist. Die Idee Platons hat nichts mit dem Erblicken, Vernehmen usw. zu tun, wie S. 51 behauptet wird, sondern meint das Urgriechische, daß das Seiende immer nur ein Gestaltetes und Bestimmtes sein könne in sich selbst. Damit fällt Heideggers Deutung dahin.

Doch, wenden wir uns nun der Beigabe zu, dem Brief über den Humanismus. Hier kommen zentrale Dinge der Philosophie Heideggers zur Sprache — freilich in Briefform. Damit soll wohl begründet sein, daß von außerordentlich viel Verschiedenem die Rede ist und von manchem so, daß man gern mehr gehört hätte. Ich denke vor allem an die wichtigen, aber nicht zum Bild sich schließenden Stellen über den Sinn der Sprache. Eine Philosophie, die ausdrücklich nicht Wissenschaft von seienden Gegenständen sein will, sondern in handelndem Denken den Menschen auf die Möglichkeit der Existenz in der Wahrheit des Seins hinführen will, muß ja vor allem ändern sich darauf besinnen, welcher eigentümlicher und ungewohnter Sinn der Sprache da gegeben werden muß. Denn die Sprache wird dann etwas ganz anderes sein, als was sie zunächst ist: Verständigung über Gegenständlichkeiten (vgl. etwa S. 66 f., 78 f.). Aber was ist sie dann? Mag sein, daß es für den, der ganz in Heideggers Philosophieren lebt, hinlänglich klar wird. Und der Rezensent ist in dieser Hinsicht gern geneigt, zu bekennen, was Sokrates nach der Lektüre von Heraklits Buch gesagt haben soll: «Was ich verstanden habe, schien mir gut. Aber um ganz zu verstehen, bedürfte es eines delischen Tauchers».

Auffallend und nicht immer ganz durchsichtig ist der polemische Ton, der den ganzen Brief durchzieht. Heidegger versteht unter Metaphysik von vornherein die Wissenschaft vom gegenständlich Seienden, die mit Platon begonnen habe, und geht mit der so bestimmten Metaphysik unerbittlich ins Gericht. Er verwahrt sich aber auch dagegen, mit Sartre irgend etwas gemein zu haben, distanziert sich von Husserl und Jaspers, findet versöhnliche Worte am ehesten noch für den Marxismus. Daß alle diese Dinge nur nebenher gestreift werden, wird man wohl dem Briefcharakter des Ganzen zugute halten müssen.

Das Buch von Koller stellt sich die Aufgabe, das Symposium daraufhin zu untersuchen, wie es als Kunstwerk entstanden und zu begreifen ist. Daß gerade das Symposium zu einer solchen Analyse auffordern mußte, ist leicht einzusehen. Der Verfasser hat denn auch die zwei Grundaspekte, die sich ergeben, schön herausgearbeitet: einmal, wie Platon von bestimmten zentralen Gedanken und Situationen

ausgeht und um sie herum alles übrige gruppiert; sodann wie er bemüht ist, den durch die Sache notwendig gegebenen Plan des Dialoges mit den Mitteln der Kunst so zu verwischen, daß man den Eindruck einer überlegenen Improvisation erhält. Ein hübsches Beispiel sei angeführt: gefordert ist, daß Sokrates die letzte der Reden über den Eros hält. Das impliziert, daß er auch erst als letzter zum Gastmahl des Agathon kommen darf. Um das zu erreichen, zieht Platon ein Motiv heran, das ursprünglich in einer ganz anderen einmaligen Situation heimisch ist: Sokrates, der einmal 24 Stunden lang, ohne sich vom Fleck zu rühren, stehen blieb. Das wird hier zu einer Gewohnheit des Sokrates gemacht und dieser Gewohnheit folgend, bleibt er vor dem Hause des Gastgebers so lange stehen, bis die andern schon mit dem Essen weit voran sind. Bemerkenswert wird man, daß der Verfasser in zwei Richtungen zu ängstlich gewesen ist: einmal in der philosophischen Deutung des Dialoges, sodann in der Berücksichtigung der Texte, die Platon augenscheinlich angeregt haben, als er das Symposium schrieb: so wäre etwa zu sagen gewesen, daß hinter der Alkibiadeszene der Alkibiadesdialog des Aischines stand, und daß die sonderbare Figur der Priesterin Diotima nicht ganz zu verstehen ist, wenn man nicht die andere Frau daneben hält, die als Lehrerin des Sokrates in mehr als einem sokratischen Werk geschildert wurde: Aspasia. Man tut Platon kein Unrecht, wenn man sichtbar macht, mit welcher großartigen, aber auch rücksichtslosen Kühnheit er szenisch wie philosophisch die disparatesten Dinge zur Einheit zusammengezwungen hat. Zu einer solchen Einsicht in Platons Schaffen ist aber Kollers Buch eine schöne und wichtige Vorarbeit.

Olof Gigon

Huldrych Zwingli

Dem ersten Band über *Huldrych Zwingli* — Jugend, Schulzeit und Studentenjahre, besprochen im Märzheft 1948, S. 826—827 — ließ *Oskar Farner* einen zweiten folgen¹⁾. Nachdem in den Zeiten der Orthodoxie, des Pietismus und der Aufklärung die Kenntnis von Leben und Werk Zwinglis auch in seiner Heimat stark zurückgegangen war, brachte hauptsächlich das Reformationsjubiläum von 1819 einen neuen Aufschwung. Es ist selbstverständlich nicht möglich, alle wichtigen Erscheinungen der Zwingli-Literatur zu erwähnen. Es sei nur an die noch nicht vollendete Ausgabe von «Zwinglis sämtlichen Werken» im «Corpus Reformatorum» und an die Biographien von J. C. Mörikofer, Rudolf Staehelin und Walther Köhler (*Huldrych Zwingli*, Leipzig 1943) erinnert.

Nun liegen zwei Bände einer Zwingli-Biographie von Farner, einem Nachfolger des Reformators auf der Großmünsterkanzlei, vor. Dem Unternehmen, eine Lebensgeschichte des Zürcher Reformators zu schreiben, liegt eine ungewöhnliche Schwierigkeit im Weg. Zwingli war, was sein persönliches Leben betrifft, verschlossen, im Gegensatz zu seinem Nachfolger Bullinger, dessen schriftlicher Nachlaß eine Fundgrube von Mitteilungen über sein Leben und über seine ganze Zeit ist. Ob er die Schweigsamkeit seines Vorgängers als Mangel empfunden hat, den er nicht nachahmen wollte? Ob Zwingli einmal in Paris war, wie von gegnerischer Seite behauptet worden ist, warum er in Wien relegiert und nachher ein zweites Mal in die Matrikel eingetragen wurde und wo er sich in der Zwischenzeit aufgehalten hat, wird sich nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Man erkennt dadurch die Mühe des Biographen, aus gelegentlichen, zerstreuten Notizen das wenige zusammenzutragen, was das Dunkel einigermaßen erhellt. Neben umfangreichen Amtspflichten gab sich Zwingli in Glarus mit humanistischen Studien ab und unterwies eine Anzahl begabter Jünglinge, meist aus angesehenen Glarner Familien. Die beiden Feldzüge nach Oberitalien, die er als Feldprediger mitmachte, verbanden ihn eng mit der Jugend des Glarnerlandes, öffneten ihm aber auch die Augen über die Schäden des Söldnerdienstes. Seine Stellungnahme entfremdete ihm gewisse Machthaber und nicht ungern folgte er, zunächst provisorisch, einem Ruf nach Einsiedeln.

¹⁾ Oskar Farner: *Huldrych Zwingli. Seine Entwicklung zum Reformator 1506 bis 1520*. Zwingli-Verlag, Zürich 1946.

Schon in Glarus war er allmählich näher zum Bibelstudium gekommen; er bezeichnet selber 1516 als ein für sein geistiges Leben entscheidendes Jahr, und die Vertiefung machte in Einsiedeln Fortschritte. Er schrieb die Briefe des Paulus in der griechischen Ursprache ab und prägte sie seinem Gedächtnis ein. Zahlreiche Randbemerkungen in seinem Manuskript bezeugen, wie er sich durch die Kirchenväter, namentlich durch Augustinus, in die paulinische Lehre von der Rechtfertigung einführen ließ. Auf den Jahreswechsel 1518/19 trat Zwingli das Leutpriesteramt am Großmünster an. War ihm lange Zeit Erasmus von Rotterdam Wegweiser gewesen, so begeisterte er sich jetzt auch für Luther; beiden gegenüber bewahrte er seine Unabhängigkeit. Ein halbes Jahr nach Beginn seiner Tätigkeit in Zürich ergriff ihn die Pest, die an seinem Wirkungsort ausgebrochen war, und brachte ihn an den Rand des Grabes. Er genas aber, und die Krankheit hinterließ eine unverkennbare Vertiefung seines Glaubens.

Seine Entwicklung zum Reformator überschreibt Farner sein Buch. Das Buch überzeugt, wie langsam und schrittweise diese Entwicklung gewesen ist. Mit großer Hingabe und namentlich auch mit rückhaltlosester Wahrhaftigkeit ist Farner dieser Entwicklung nachgegangen, wofür wir ihm großen Dank schulden.

Arnold Zimmermann

Beiträge zur Weltgeschichte

Chinas Geschichte

Chinesische Geschichte bedeutet entweder einen Mythos für uns Europäer oder aber, und besonders für solche, die chinesische Realität aus eigener Anschauung, z. B. als Kaufleute, kennen gelernt haben, einen Gegenstand scharfer Kritik. Es rührt dies daher, daß die Grundlagen zu einer gerechten Betrachtungsweise selbst einem Fachhistoriker, der nicht gerade Sinologe ist, mangelten. Die traditionelle chinesische Geschichtsschreibung mit ihrem vieltausendjährigen Aufbau von Dynastien, deren älteste selbstverständlich direkt von den Göttern abstammt, erlaubte keinen Vergleich mit dem historischen Werden Europas, an dessen Darstellung kritische Forschergenerationen wesentliche und unverwischbare Spuren hinterlassen haben.

Eberhards Buch *Chinas Geschichte* öffnet dem Nichtsinologen, unter solchen Aspekten betrachtet, völlig neue Wege, von denen allein der Spezialist bisher etwas wußte¹⁾. Der in Istanbul tätige Gelehrte bringt die Vergangenheit des Fernen Ostens auf jenen Nenner, den die europäische Wissenschaft für ihre historischen Spekulationen zu verwenden pflegt. Damit überhaupt verschafft er uns das Mittel zu einer weltgeschichtlich eingestellten, vergleichenden Historiographie, von der mit der Zeit grundlegende Veränderungen unseres Weltbildes zu erwarten sind. Zwar behält er die herkömmliche Epocheneinteilung der Chinesen bei — Shang-, Chou-, Han-Dynastie; Drei Reiche usw. —; dieses quellenmäßig bedingte Gefüge aber wird bereichert durch eine wesentlich soziologische Gliederung, auf die er immer wieder zu sprechen kommt und die er in die klassische europäische Dreiteilung: Altertum, Mittelalter und Neuzeit aufspaltet. Nur ist das chinesische Altertum, das Eberhard zwischen 1050—200 v. Chr. ansetzt, durch die Lebensverbindungen einer wagenbesitzenden oberen Kriegerkaste gekennzeichnet, die im Herrscherhause ihre Spitze anerkennt und deren Struktur er wohl sehr richtig «Feudalverfassung» nennt. Jenen dynastischen Einschnitt um die Wende des 3. zum 2. Jahrhundert v. Chr., der zur Han-Dynastie (206 v. Chr.—220 n. Chr.) überleitet, betont Eberhard wieder besonders stark. Mit der Han-Dynastie hebt nämlich das chinesische Mittelalter an, dessen Eigentümlichkeit die Aufsplitterung des bisher in festen Händen befindlichen Grund und Bodens ist. Der neue Kaiser, Kao-tsu, war ursprünglich Bauer. Bauern sind seine Anhänger, die nun in stets zunehmendem Maße Grundstücke aufkaufen. So bildet sich eine neue Kaste von Grundbesitzern,

¹⁾ Wolfram Eberhard: *Chinas Geschichte*. Bibliotheca Sinica, hrg. von E. H. v. Tscherner, Bd. 1. Francke, Bern 1948.

denen der Kaiser die wichtigsten Verwaltungsaufgaben überträgt. Eberhard verwendet für diese Schicht den Ausdruck «Gentry», charakterisiert das chinesische Mittelalter als «Gentry-Staat». Es gibt da wohlverstanden keine fest datierbaren Übergänge, vielmehr zeitlich ausgedehnte Epochen eines Ineinandergreifens, die zu ausgeprägten soziologischen Kategorien überführen. So verhält es sich auch mit der chinesischen Neuzeit, für die man etwa an die Republik — seit 1911 — denken könnte. Eberhard aber weist auf einen neuen Stand hin, das chinesische, vorwiegend handeltreibende Bürgertum, dessen Wiege in der Mongolenzeit zu suchen ist (1280—1368); eine sehr ansprechende Theorie, wenn man bedenkt, in welchem Maße damals der asiatische Kontinent einer wirtschaftlichen Wechselwirkung zwischen der chinesischen Hochkultur im Fernen Osten und deren europäischem Gegenpol geöffnet wurde. Dieses Bürgertum, das sich zwar erst mit der Revolution von 1911 der «Gentry» gegenüber einigermaßen durchzusetzen vermochte, begann schon unter den Mongolen Chinas «Neuzeit» zu formen.

Es fehlt uns hier der Platz, alle Parallelen aufzuzählen, die selbst einem Mediaevisten — dem nichts ferner als China liegen sollte — bei der Lektüre auffallen. Wer möchte nicht bei der Schilderung der Klosterverfassung der T'ang-Zeit (618—906) — da zunächst unter buddhistischem Einfluß viele reiche Klöster entstanden, eigentliche «Bankinstitute», wie Eberhard sich ausdrückt, die im 9. Jahrhundert säkularisiert wurden — an ähnliche Institutionen unter den Karolingern denken? Nur hat man bisher in Europa jene seltsamen Zusammenhänge zwischen Kirchen und Herrschern aus der Idee der «germanischen Eigenkirche» abgeleitet. Letztere erhielt somit plötzlich ein chinesisches Pendant, das sich keineswegs mehr durch irgendwelche völkischen Einflüsse aus dem Westen erklären ließe. Ist es nicht vielmehr so, daß die sog. «Elementaridee», die wissenschaftlich sonst nur für primitive, vorgeschichtliche Kulturen zugelassen wird, auch an den höheren Formen eines entwickelten Staatslebens, wie u. U. bei den europäischen Karolingern und den chinesischen T'ang, nachgewiesen werden kann? Dies als Beispiel für zahlreiche andere Parallelbeobachtungen, die uns Eberhards Werk endlich erlauben.

Eberhards prächtige Leistung ruht freilich vorwiegend auf den Kapiteln über Wirtschaft und Gesellschaft. Religion, Philosophie, Kunst und Literatur sind in knappen, aber sehr geschickt ins Hauptthema hineinkomponierten Abschnitten zusammengefaßt. Hoffen wir, daß uns die durch H. v. Tscherner so glücklich mit diesem Buch eröffnete «Bibliotheca Sinica» Beiträge von ähnlichem Zuschnitt auch für die chinesische Geistesgeschichte schenken werde.

Marcel Beck

Die Dritte Republik und die politischen Parteien

«La République de la discorde» steht auf dem Streifband einer eingehenden und aufschlußreichen Untersuchung über das politische Leben der Dritten Republik¹⁾. Ihr Verfasser, Mitarbeiter der bekannten Zeitschrift «Esprit» und Vertreter des französischen Personalismus katholischer Observanz, sucht der inneren Spaltung Frankreichs auf die Spur zu kommen und ihre Auswirkung auf die Innen- und Außenpolitik abzumessen. Goguel übernimmt die bekannte These André Siegfrieds von der verborgenen Stabilität der politischen Haltung des französischen Volkes und unterscheidet «le parti du Mouvement» und «le parti de l'Ordre établi». Die Spaltung selbst ist auf die französische Revolution zurückzuführen und hat durch die 48er Ereignisse und die Commune weitere Vertiefung erfahren. Ihre langsame Verschiebung nach links bildet den roten Faden der Darstellung. Die Ausführungen sind bis zum ersten Weltkrieg kurz gefaßt, im zweiten Teil werden nicht nur Innen- und Außenpolitik, sondern auch Sozial- und Finanzpolitik weit ausgebreitet. Trotz beschränkter Dokumentation ergibt sich ein reiches Bild und die Beurteilungen sind außerordentlich ausgewogen und überzeugend.

Wo liegen die Schwächen des französischen Parlamentarismus in der Zwischenkriegszeit und vor allem nach der Ära Poincarés im Jahre 1932? Vorerst sind keine bestimmten Majoritäten mehr vorhanden und infolge der Unstabilität der

¹⁾ François Goguel: La politique des partis sous la III^e République. Editions du Seuil, Paris. Seit 1946 verschiedene Auflagen.

Parteibildungen ergeben sich immer neue innerparlamentarische Verbindungen, die zum Sturz der Kabinette führen. Goguel will aber tiefer gehen und glaubt ein Festhalten an alten Programmen in einer veränderten Umwelt feststellen zu können. Vor allem wird die Einseitigkeit der liberal-individualistischen Lehre kritisiert, die einer konstruktiven Sozialpolitik entgegenstand. Wirtschaftliche und soziale Fragen wurden zu sehr unter ihrem politischen und zu wenig unter ihrem technischen Aspekt gesehen. Traten laizistische und antiklerikale Programme zurück, so zeigten sich die Differenzen zwischen Radikalen und Sozialisten um so deutlicher. Eine Politik der mittleren Konzentration war nie von Dauer.

Schuld liegt auf beiden Seiten, nach Ansicht des Verfassers vor allem auf Seite der Rechten. Nicht nur war die Verteidigung der materiellen Interessen (Verhinderung der Steuerreformen) ausgeprägter als in anderen Ländern, sondern auch ständig begleitet von einer antidemokratischen, ja kontrarevolutionären Bewegung (Anziehungskraft vorerst der Monarchie, dann General Boulangers, später der Action française und anderer rechtsextremer Richtungen). Die Linke hält allzu lange an der marxistischen Überlieferung fest und verhindert eine positive Einordnung der Arbeiterklasse in das staatliche Gefüge. Der Verfasser läßt deutlich seine Sympathie für die Enzyklika «Rerum Novarum» durchblicken, kritisiert aber gleichzeitig die konservative, ja reaktionäre Haltung des französischen Klerus und der katholischen Kreise.

Die Vorarbeiten dieses Buches sind in der Gefangenschaft getroffen worden und geben der Hoffnung Ausdruck, die positiven Kräfte Frankreichs möchten sich in der vierten Republik zum Aufbau zusammenfinden. Leider ist dieser Wunsch noch immer nicht ganz in Erfüllung gegangen, zum Teil darum, weil die von Goguel stigmatisierten Schwierigkeiten und Mängel der Dritten Republik auch weiterhin das politische Leben beherrschen.

Rudolf von Albertini

Göring als Friedensengel

Herr *Birger Dahlerus*, ein schwedischer Fabrikant, ist der schon beinahe in Vergessenheit geratene Mann, der sich voll guter Absicht im Sommer 1939 dem Reichsmarschall Hermann Göring zur Verfügung stellte, um fünf Minuten vor zwölf eine Aussöhnung zwischen London und Berlin zu versuchen. In einem schmalen Büchlein erzählt er die Geschichte dieses verunglückten Unternehmens, von dem auch im Nürnberger Prozeß die Rede war¹⁾. Dahlerus hatte dank seinem Beruf persönliche Beziehungen zu deutschen und britischen Industriellen, die ihrerseits über Verbindungen zu Göring und Lord Halifax verfügten. Auf diese Art griffen zahlreiche Dilettanten ins diplomatische Räderwerk ein, aber dieser Umstand kann schwerlich für den Mißerfolg verantwortlich gemacht werden, da doch Göring selbst ebensowenig wie der Außenminister Ribbentrop als ein Fachmann angesehen werden konnte. Daß die Gangster, die im Jahr 1933 die Macht in Deutschland ergriffen hatten, in jedem Bereich der Politik, außer in dem der Demagogie, Dilettanten waren, dieser nachgerade nicht mehr neue Eindruck wird durch dieses Buch sicher bestätigt.

Den Wert dieses Rechenschaftsberichts eines redlichen Neutralen erblicke ich darin, daß er, vielleicht gegen den Willen des Verfassers, gut geeignet ist, die Meinung zu zerstören, Göring sei, verglichen mit seinen Spießgesellen, sozusagen etwas Besseres und Feineres gewesen. Diese Ansicht gehört zu den zahlreichen üblen Wirkungen der Nürnberger Justiz, die Herrn Göring erst mit großer Sorgfalt entfettet und entmorphinisiert, also vermännlicht und verjüngt hat und ihm dann Gelegenheit geboten hat, sich von den ihn umgebenden Jammergestalten vorteilhaft abzuheben und dem Henker durch Selbstmord ein Schnippchen zu schlagen.

Man weiß heute, daß Görings Beitrag zur kampflösen Eroberung Österreichs entscheidend und sicher größer war als derjenige Ribbentrops. Es war also vor allem Göring, der den Schritt vollbrachte, der der erste ins Verhängnis war, denn ein Hitler konnte den Lockungen, die sich ihm dank dem «Anschluß» boten, unmöglich widerstehen. Auch in Dahlerus' Bericht erscheint Göring weit weniger als

¹⁾ Birger Dahlerus: Der letzte Versuch. Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, München 1948.

ein Gegenspieler, denn als ein Rivale des Außenministers. Räumen wir ein: als ein geistig überlegener Rivale. Im hohlen Kopf Ribbentrops war eine ziemlich klare Vorstellung von Englands Schwächen, aber keine Ahnung von Englands Kräften. Folglich machte ihm Englands Widerstand nicht die geringste Sorge. Von ihm und Hitler unterschied sich Göring darin, daß er die Aussicht auf einen Krieg mit Großbritannien nicht leicht nahm. In der Zielsetzung war er aber mit ihnen einig. Bismarck, gewiß kein Polenfreund, hatte in seinen reifsten Jahren den Plan, falls es zu dem von ihm immer gefürchteten Waffengang mit Rußland komme, ein selbständiges Polen als Pufferstaat zu errichten, denn, so sagte er, lieber die Polen an der Weichsel als die Russen in Berlin. Göring dagegen war genau wie Hitler ein Anhänger der wahrhaft irrsinnigen Idee, das bereits vorhandene Polen zu zerstören, obwohl das die unmittelbare Nachbarschaft Rußlands wieder herstellen mußte. In dem für das Schicksal Deutschlands entscheidenden Punkt war also Göring ebenso blind wie seine Komplizen.

Ob seine erste Fühlung mit Dahlerus ohne Wissen Hitlers stattfand, läßt sich nicht feststellen. Sehr bald führte er ihn bei Hitler selbst ein, so daß es nicht angeht, von einer Sonderaktion des Reichsmarschalls zu reden. Als einzigen Unterschied zwischen Göring einerseits und Hitler samt Ribbentrop andererseits kann man vermerken, daß jenem das Fernhalten Englands vom Kriege wichtiger erschien als diesen — die es natürlich auch recht gern erreicht hätten. Görings «Extratour» beschränkte sich also darauf, Herrn Dahlerus nachdrücklicher zu verwenden, als den beiden anderen notwendig erschien. Hitler und Ribbentrop dachten, der Pakt mit Stalin werde schon genügen, um die Briten vom Kriege abzuschrecken. Sie hatten nichts dagegen, daß Göring diesem Pfund in der Waagschale auch noch die Dahlerusnze hinzufügte. Ein braver Mann wurde also für eine schlechte Sache mißbraucht. Er war das fünfte Rat am Wagen, denn die Entscheidung fiel ja doch in den Gesprächen zwischen Hitler, Ribbentrop und dem britischen Botschafter Sir Nevile Henderson. Was den Herren Weizsäcker und Attolico nicht glückte, konnte Herrn Dahlerus nicht gelingen.

Robert Ingram

Die Hintergründe der italienischen Widerstandsbewegung

Im letzten Teil des Krieges war General *Raffaele Cadorna* der Kommandant der oberitalienischen Partisanen. Bei Kriegsende wurde er für fast zwei Jahre Generalstabschef des italienischen Heeres. Heute sitzt der 60jährige pensionierte General als Unabhängiger im Senat, ohne jedoch aktiven Anteil am politischen Leben des Landes zu nehmen. Fern von der Politik des Tages schrieb er unter dem Titel *La Riscossa* die bisher beste Geschichte der oberitalienischen Widerstandsbewegung mit besonderer Berücksichtigung ihrer politischen Hintergründe¹⁾.

Der erste Teil des Buches ist eine wenig Neues bietende Schilderung der persönlichen Erlebnisse des Verfassers als Divisionskommandeur zwischen dem Sturz Mussolinis und dem Waffenstillstand und als Mitglied der Untergrundbewegung während der deutschen Besetzung Roms. Doch dann, mit der Abordnung Cadornas als militärischer Berater zur norditalienischen Widerstandsbewegung, wird das Buch zu einer Geschichte politischer Machtkämpfe, die bei aller Sachlichkeit starke dramatische Akzente trägt. Erstmals erfährt man jetzt, daß es im letzten Kriegswinter den Partisanenführern weit weniger um die Bekämpfung von Deutschen und Faschisten ging als um die Gewinnung möglichst günstiger Ausgangsstellungen für die Nachkriegszeit.

Schon bei seiner Ankunft in Oberitalien am 11. August 1944 stellte Cadorna fest, daß von einer Einigkeit der fünf antifaschistischen Parteien (Kommunisten, Sozialisten, Aktionspartei, Christliche Demokraten und Liberale) keine Rede sein konnte, daß die beiden Letztgenannten ständig von den drei Linksparteien überstimmt wurden und daß zwei der Parteiführer eine fast unumschränkte Herrschaft in der Widerstandsbewegung ausübten: der Kommunist Luigi Longo und der Aktionspartei und spätere Ministerpräsident Ferruccio Parri. Durch die Kraft ihrer

¹⁾ Raffaele Cadorna: *La Riscossa* — dal 25 luglio alla Liberazione. Rizzoli, Mailand 1948.

Persönlichkeit und dank ihrer praktischen und theoretischen Schulung zwangen sie den übrigen ihren Willen auf: Longo mit eindeutig revolutionären Zielen, während Parri versuchte, die Kommunisten an Radikalität noch zu übertreffen, um nach dem Kriege nicht ins Hintertreffen zu geraten. Hinter Longo und Parri aber stand weit mehr als die Hälfte der Partisanenverbände, die kommunistischen «Garibaldi-Brigaden» und die aktionsparteilichen «Giustizia e Libertà»-Formationen, die den Hauptteil des Widerstandes trugen.

Der von den Alliierten und der Bonomi-Regierung zum Kommandanten ernannte Cadorna sollte ursprünglich nur die militärischen Aktionen in Oberitalien leiten und koordinieren. Doch in der Praxis wurde seine Tätigkeit ein monatelanger Kampf zunächst um seine Anerkennung durch alle Parteien und dann gegen den politischen Einfluß Longos und Parris auf Strategie und Taktik der Partisanenverbände. Verschiedentlich mußte er die Alliierten anrufen, die wenig Verständnis für die politischen Machtkämpfe zeigten, und seinen Rücktritt einreichen oder ankündigen. Es erwies sich für Cadorna leichter, mit Deutschen und Faschisten zu einem Einvernehmen zu gelangen als mit Longo und Parri, trotz aller Hochachtung, die er vor ihrer Person und ihren Leistungen hatte.

Die starke Kälte des Winters 1944/45, die energischen Gegenmaßnahmen der Deutschen und nicht zuletzt die feste Haltung Cadornas führten zu einem Zusammenbruch der kommunistischen Bestrebungen, durch Gebietsbesetzungen Bastionen für die Wahlkämpfe nach Kriegsende zu gewinnen. Cadorna streicht seine diesbezüglichen Verdienste nie heraus, aber die von ihm veröffentlichten zahlreichen Dokumente zeigen klar die Tendenzen und die Gefahren der kommunistischen Politik für das italienische Nachkriegsleben. Cadorna ist der Ansicht, daß auch der vor allem von den Kommunisten gewollte, befohlene und durchgeführte Volksaufstand Ende April 1945 ungleich blutiger verlaufen wäre, wenn die Kommunisten damals unumschränkte Herren der Widerstandsbewegung gewesen wären.

Was Cadorna darüber hinaus über die militärischen Leistungen der Partisanen, über die Waffenstillstandsverhandlungen mit Faschisten und Deutschen, über Mussolinis Ende und über die Auflösung des «Befreiungskorps» schreibt, bringt wenig Neues. Aber als authentischer Bericht über die politische Entwicklung Oberitaliens in den entscheidenden letzten Kriegsmonaten wird das Buch des Partisanengenerals einen wichtigen Platz in der italienischen Geschichtsschreibung einnehmen.

Horst J. Becker

Wesen und Bedeutung der Gemeinde

War die Gemeinde lange Jahrzehnte hindurch von den Zentralisierungstendenzen in Bund und Kantonen in zunehmendem Maße beeinträchtigt und bedroht, so steigt sie als kleinste regionale Lebensform in der Wertschätzung der lebenden Generationen. Davon zeugen unter anderem die zwei hier besprochenen Schriften.

Die Gemeindeautonomie heißt eine Sammlung von Referaten, die anlässlich des 38. Verwaltungskurses in der Handelshochschule St. Gallen gehalten wurden¹⁾. Ein rundes Dutzend an Zahl, sprechen sie sich aus über die geschichtliche Entwicklung der Gemeindeautonomie in der Schweiz, ihre Organisationsformen, die Stammaufgaben der Gemeinden, ihre Finanzwirtschaft, die Auswirkung der unmittelbaren Demokratie in ihrem Bereich, die kantonale Staatsaufsicht über das Kommunalwesen, sowie über das Verhältnis des Bundes zu den Gemeinden; in besonderen Abhandlungen erfolgen präzise Begriffsklärungen. Praktiker der Gemeindeverwaltung sind es zum größeren Teil, die sich über solche Gegenstände äußern, wobei sie auf die besonderen Verhältnisse ihrer eigenen Kantone und Gemeinden näher eintreten; so hört man als Leser bald von bündnerischen oder sanktgallischen, bald von solothurnischen, schaffhauserischen oder zürcherischen Problemen und Verhältnissen. Den Leitgedanken für den gesamten Kurs formulierte der Sanktgaller Landammann Paul Müller in seiner Begrüßungsansprache: «Wie kann die Fähigkeit der Gemeinde

¹⁾ Veröffentlichungen der Schweizerischen Verwaltungskurse an der Handelshochschule Sankt Gallen, Band 6. Benziger, Einsiedeln 1946.

gehalten und gestärkt werden, die ihr eigenen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Aufgaben aus eigener Kraft zu lösen?» Der Churer Stadtpräsident Gion Rudolf Mohr erhebt die Forderung, die Gemeinden müssen «beizeiten aufstehen und energisch die Verankerung ihrer Autonomie in der Bundesverfassung sowie die Mitberücksichtigung der Gemeinden beim Finanzausgleich zwischen Bund und Kantonen verlangen» (S. 52); in diesem Postulat sekundiert ihm sein Sanktgaller Amtskollege, Stadtammann Konrad Naegeli. Ganz besonders lehrreich wirkt auf den Leser das Bild der ungeheuren Mannigfaltigkeit an Formen und Aufgaben der Gemeinde, das in dieser Schrift vor ihm entrollt wird.

Viel weiter zieht der frühere Zollikoner Gemeindepräsident *Ernst Utzinger* in seiner Schrift *Die freie politische Gemeinde in der Schweiz und im Ausland* den Kreis seiner Betrachtungen*). Der Leser sieht sich eingeführt in das Gemeinwesen Großbritanniens, Frankreichs, Belgiens, Deutschlands und der Schweiz. Den zweiten Teil der Abhandlung bildet ein ungemein instruktiver Vergleich nach den verschiedensten Gesichtspunkten; der Verfasser legt dabei das Schwergewicht auf die englischen Verhältnisse, die er in ihrer Eigenart vorzüglich zu kennzeichnen versteht. Hier wiederum spricht einer, der tief in der Gemeinde, vor allem in seiner Gemeinde verwurzelt ist und sie als fruchtbare Lebensform erfahren hat; was er uns schenkt, ist eine hochwertige rechts- und verwaltungsgeschichtliche Abhandlung. In Allem spricht eine Persönlichkeit, bei der sich der kompetente Jurist mit dem routinierten Gemeindeoberhaupt verbindet. In der Gemeinde sieht er «mehr und etwas Besseres als eine bloße Staatsform», nämlich «ein soziales Prinzip, eine Auffassung des Menschen und des Lebens» (S. 103). Ganz allgemein soll ihr die Pflege der sittlichen und wirtschaftlichen Interessen ihrer Angehörigen, soweit sie nicht anderen Organisationen im Bund oder im Kanton zugewiesen sind, übertragen» werden (S. 97).

Diese beiden Schriften dürften für jeden, der aktiv am öffentlichen Leben in Gemeinde und Staat teilnimmt, unentbehrlich sein.

Otto Weiß

Kunstabücher deutscher und österreichischer Verleger

(Antike und Mittelalter)

Die österreichischen und bald nach ihnen auch die deutschen Verleger haben nach den traurigen Kriegsjahren wieder ihre Tätigkeit aufgenommen und heute vergeht kein Tag, an dem nicht wieder wie früher in Deutschland und Österreich gedruckte Bücher den Rhein überschreiten. Wir betrachten dies als einen großen Gewinn und können uns über das Erwachen dieser neuen Lebensenergien nur freuen; denn kulturell können auch wir es uns auf die Länge nicht leisten, in einer splendid isolation zu leben. Der geistige Austausch mit unsern gleichsprachigen Nachbarvölkern jenseits des Rheins ist für uns eine Lebensnotwendigkeit und er hat uns in den vergangenen Jahren oft sehr gefehlt; wir wollen daher hoffen, daß die neu angeknüpften Beziehungen wieder dazu führen werden, daß wir uns gegenseitig immer besser kennen und verstehen lernen.

Zunächst registriere ich nun mit Freuden, daß man sich östlich und nördlich unserer Landesgrenzen wieder sehr eifrig mit dem Nährboden aller abendländischen Kultur, nämlich mit der *Antike*, zu beschäftigen beginnt. Und wie ein schönes Vorzeichen mutet es mich an, daß ich an die Spitze dieser Besprechung ein Buch stellen darf, in dem diese uns alle verpflichtenden abendländischen Gedanken in besonders reiner Weise zum Ausdruck kommen; nämlich in der Arbeit *Phidias der Mensch* von *Ernst Buschor*, einem Büchlein, dessen Inhalt trotz des bescheidenen Umfangs besonders schwer wiegt¹⁾. Der Verfasser denkt nun hier nicht an jenen Menschen Phidias, der zufällig irgendwo und irgendwann einmal gelebt hat und dessen Lebens-

*) Scientia-Verlag, Zürich 1946.

¹⁾ Münchner Verlag, jetzt wieder F. Bruckmann, München 1948.

daten durch eine Biographie erfaßbar wären, ja nicht einmal an den großen Künstler, der durch seine neuen Rhythmen und Proportionen, durch seine Körper- und Gewandbehandlungen den hochklassischen Stil geschaffen hat, sondern an jenen Phidias, der uns ein neues Menschentum offenbart hat. In durchaus solid-konkreter Weise unterbreitet uns nun der Verfasser Analysen der verschiedenen auf Phidias zurückgehenden Götterstatuen und Göttererzählungen, der Dämonengestalten und Menschen der Vorzeit, der historischen Bildnisse und der Menschen des Tages, ja sogar der Darstellung der Tiere, um uns dieses grundlegend Neue klar zu machen. «Wie wenig andere hat Phidias sein Lebenswerk mit dem großen Strom der Menschheitsentwicklung verbunden, ihn mit seinem eigensten Menschtum wie mit seinem Blut gefärbt. Er hat den Mythos verwandelt. Er hat die alten Götter mit dem Menschensein verbunden, die Menschen von den alten Göttern zu sich selbst und damit wieder zu den ewigen Geistern geführt. Er hat die Götter im Menschen erlöst. Er hat Gott, Mensch und Tier in ihrer letzten Würde, am Quell ihres Seins verknüpft. Er hat den Adel des Sterblichen ergründet. Er hat Tod und Leben neu verbunden, dem Tod seinen Stachel genommen. Er hat die Menschwerdung des Menschen, den großen Vorgang der letzten Jahrtausende, befeuert, mitgetragen, mitvollzogen. Das ist für uns Phidias der Mensch». So ist hier ein wahrhaft europäisches Buch entstanden, von dem auch wir in der Schweiz manches lernen können. Bemerkte sei noch, daß das Gesagte durch über hundert Bilder verdeutlicht wird; außerdem sei auch auf den Anhang «Zeitgenossen und Mitarbeiter» hingewiesen.

Eine sehr wertvolle Veröffentlichung ist auch das Buch von *Heinz Kähler über Das griechische Metopenbild*²⁾. Kähler, der sich schon längst als zuverlässiger und kenntnisreicher Architekturhistoriker ausgewiesen hat, erläutert uns hier die Entwicklung der Metopenbilder, die bekanntlich am Gebälk des dorischen Tempels die leeren neutralen Zwischenräume zwischen den eine strukturelle Funktion ausübenden Triglyphen (Dreischlitzen) ausfüllen. Hierbei geht er in seinen eingehenden Untersuchungen in die Anfangszeiten des noch aus Holz und Lehmziegeln bestehenden griechischen Tempels zurück, bei dem die Metope wahrscheinlich ein offener funktionsloser Zwischenraum war, der dann später durch Tontafeln mit farbigen Darstellungen geschlossen wurde. Bei der Umgestaltung des Holztempels in einen Steinbau wandelte sich dann die bemalte Tontafel zum Steinrelief, das aber zunächst (wie früher das Bild auf der Tonplatte) durch eine «Rahmung wie in einen Kasten eingeschachtelt» und als etwas gleichsam «Selbständiges dem Bau eingeordnet» wurde. Erst von der Mitte des 6. Jahrhunderts an wurde das Metopen-Relief mit der Architektur enger verbunden und zu einem Bestandteil des Gesamtbaus gemacht. Was mich an dieser Kählerschen Entwicklungsskizze besonders angenehm berührte, war, daß der Verfasser nirgends am Einzelnen haften bleibt, sondern stets den Zusammenhang mit dem Werden der griechischen Architektur im Auge behält. Wir erleben daher hier im Mikrokosmos des Metopenbildes und in der klar-lebendigen Schilderung seiner Entwicklung bis in die klassische Zeit hinein auch die Triebfedern und das Wesen der griechischen Kunst überhaupt. Ich glaube daher, daß nicht nur der Fachmann, sondern auch der historisch gebildete Laie das Kählersche Buch mit großem Gewinn lesen werden. Bemerkte sei noch, daß die auf gegen hundert Tafeln verteilten Bilder sehr zum Verständnis des Textes beitragen.

In das arkadische Bergland im Peloponnes, dorthin, wo auf über 1000 Meter Höhe der herrliche Tempel von Bassae in völliger Einsamkeit aus Eichenwäldern emporragt, führt uns eine Veröffentlichung von *Hedwig Kenner, Der Fries des Tempels von Bassae-Phigalia*³⁾. Hier wird uns, nachdem seit fast hundert Jahren nie mehr eine einschlägige Publikation über diesen Bau erschienen war, der verhältnismäßig vollständig erhaltene, Amazonen- und Kentaurenkämpfe darstellende Innenfries in Autotypien nach guten Photographien vorgeführt, die seinerzeit vom British Museum gemacht worden waren und sich heute in der archäologischen Sammlung der Universität Wien befinden. Die Verfasserin hält das etwas derb ausgeführte, durch kühne Kontraste und Effekte ausgezeichnete Werk wohl mit Recht für die um 420, also in nachparthenonischer Zeit unter attischen Anregungen

2) Münchner Verlag, jetzt wieder F. Bruckmann, München 1949.

3) Franz Deuticke, Wien 1946.

entstandene Arbeit eines Peloponnesiers, die er um Motive des von ihr (nach der Nike des Paionios) paionisch genannten Draperiestils bereichert hätte. Immerhin wird auch die Frage nach eventuellen Mitarbeitern aufgeworfen. Am Schluß sind noch interessante Notizen über die Entdeckungsgeschichte und den Tempel selbst beigelegt.

In schlichter, aber doch gediegener und höchst vorbildlicher Form hat *Emil Kunze* unter dem Titel *Neue Meisterwerke griechischer Kunst aus Olympia* «allerlei prächtiges Gerät, Waffen, Reliefs, tektonisch gebundene und freie Plastik, Bilder von Göttern, phantastischen dämonischen Wesen, Menschen und Tieren, erzählende Darstellungen aus dem Göttermythos, der Heroensage, dem Leben des Menschen» zu Händen weiterer Kreise zusammengestellt⁴⁾. Es handelt sich durchwegs um Arbeiten bester Qualität, die zwischen dem 9. und 5. vorchristlichen Jahrhundert entstanden und bei den vom Deutschen archäologischen Institut 1936/43 unternommenen Grabungen in Olympia zu Tage gefördert worden sind. Ihre Zweckbestimmung als Weihgeschenke oder als Schmuck des olympischen Zeustempels bildet das unsichtbare einigende Band, das alle diese Gegenstände umschließt. Vorzüglich sowohl die Qualität der Bildertafeln als auch die sachlichen und zweckentsprechenden Erläuterungen zu diesen Bildern.

Hier sei auch bemerkt, daß *Wilhelm Grünhagen* im Auftrag des archäologischen Instituts der Universität *Erlangen* unter dem Titel «*Antike Originalarbeiten der Kunstsammlung des Instituts*» 1948 einen illustrierten Katalog dieser Sammlung herausgegeben hat⁵⁾. Er ist hauptsächlich für Archäologen bestimmt, dürfte aber wegen verschiedener schöner Stücke (z. B. hellenistisches Grabrelief Taf. 2, attisch-geometrische Grabamphore Taf. 10 etc.) auch kunstliebende Laien interessieren.

In einer *Griechische Visionen* betitelten Mappe hat *Anny Schroeder* den Versuch unternommen, in einer Reihe von Tafeln das alte, ewig junge Griechentum wieder aufleben zu lassen⁶⁾. Wir sehen hier griechische Götter und Heroen, Begebenheiten aus der griechischen Sage und dem griechischen Leben, griechische Ruinen — alles in mehr oder weniger enger Anlehnung an Werke der griechischen Kunst. Sicher werden manche dieser Kompositionen ihre Liebhaber finden; ob freilich der Holzschnitt die für solche Darstellungen adäquate Technik ist, darüber ließe sich m. E. rechten.

Zur frühchristlichen Kunst übergehend, sei auf das Buch von *Friedrich Gerke*, *Christus in der spätantiken Plastik* (3. Auflage) hingewiesen⁷⁾. Er unterscheidet eine Reihe Christustypen, die einander in zeitlicher Folge abgelöst haben. Am ältesten ist der aus hellenistischen Traditionen schöpfende Christus philosophicus, der uns auf Sarkophagen der Zeit vor Konstantin dem Großen entgegentritt. Mit dem Sieg des Christentums erwacht dann das Interesse an der heiligen Geschichte, vor allem an den Wundern und an der Passion, wodurch auch der Christustypus beeinflusst wird. Auf antike Heroentypen (vereinzelt auch auf Jahreszeitengenien) zurückgreifend, wird nun Christus als Wunderheld und dann bei der Darstellung der Leidensgeschichte als Held, dem der Tod nichts anhat, aufgefaßt. Erst später in theodosianischer Zeit wird dann im Zusammenhang mit himmlischen Repräsentationsszenen das himmlisch Majestätische betont. Leider verbietet es der Raum, mich hier auf weitere Einzelheiten einzulassen, aber aus dem Angeführten mag man ersehen, daß uns hier ein vielsagender Ausschnitt aus der Geistesgeschichte des Frühchristentums geboten wird, der für jeden von Interesse sein sollte; er läßt uns die großen geistigen Strömungen erkennen, die auch andern Gebieten der damaligen Kunst ihr bestimmtes geistiges Gepräge gaben. Sehr nachhaltig unterstützen die hundert meist ganzseitigen Abbildungen die Ausführungen im Text; zu bedauern ist nur, daß, entsprechend einer fatalen Neuerung in vielen heutigen Büchern, Text, Fußnoten, Bildertafeln und Bilderunterschriften jeweils gesondert an verschiedenen Orten aufgesucht werden müssen, wodurch die Lektüre des Buches recht erschwert wird.

In ein selbst Gebildeten oft völlig fremdes Gebiet führt uns ein Buch von

4) Filser-Verlag, München-Pasing 1948.

5) Hans Carl, Nürnberg.

6) Josef Knecht. Carolus Druckerei, Frankfurt am Main 1948.

7) Florian Kupferberg, Mainz 1948.

Kurt Erdmann über *Die Kunst Irans zur Zeit der Sassaniden* und doch sollte man bei uns der Kunst des sassanidischen Weltreichs, das während Jahrhunderten neben Rom als völlig ebenbürtige Großmacht galt und das erstmals gegenüber dem Westen eine Art eisernen Vorhang aufrichtete, etwas mehr Interesse entgegenbringen als bisher⁸⁾. Sehr aufschlußreich wird wohl für die meisten schon die geschichtliche Einleitung sein. Die Behandlung der sassanidischen Kunstdenkmäler beginnt mit sehr ausführlichen Untersuchungen über die Baukunst; es folgen die monumentalen Felsreliefs, die reichen Wanddekorationen in Stuck, das zum Teil hervorragende Gold- und Silbergerät, die Bronzegefäße, keramische, Glas- und Kristallarbeiten, geschnittene Steine, Münzen und die in europäischen Museen reich vertretenen Stoffe. In den großen Zügen ist die vorliegende Geschichte der sassanidischen Kunst, die ganz bewußt auf die achaemenidische Vergangenheit zurückgreift, dabei sich aber auch den römisch-byzantinischen Einflüssen aus dem Westen nicht entziehen kann, durchaus sachgemäß und zuverlässig geschildert. Auch die Datierungen der sassanidischen Paläste scheinen mir im allgemeinen zutreffend — mit Ausnahme derjenigen des Palastes im «schätzerreichen» Ktesiphon, den Erdmann, wie früher auch Herzfeld, für eine Schöpfung Shapurs I. (211/72) hält. Aus stilistischen Gründen, die hier vorzutragen mich zu weit führen würde, bin ich nämlich überzeugt, daß er erst ein Werk Khusraus I. (531/78) sein kann, worauf schon sein heutiger Name Taq-i-Khisra (= Bogen des Khusrau) deutet. Dem Buch sind hundert zum größten Teil ganzseitige Autotypien nach photographischen Aufnahmen beigelegt, zu denen noch ein Kärtchen und Pläne der wichtigsten Paläste, eine historische Zeittafel und ein Stammbaum der sassanidischen Dynastie treten.

Bevor wir die Antike verlassen, sei auf ein Buch von Hermann Schnitzler hingewiesen, in dem die Wechselwirkungen zwischen Antike und Mittelalter auf recht anregende Weise beleuchtet werden; es trägt den Titel: *Mittelalter und Antike. Über die Wiedergeburt der Antike in der Kunst des Mittelalters* und orientiert uns über die verschiedenen Renaissancen, die während des Mittelalters oft sehr eingreifend in die Kunst der abendländischen Völker eingewirkt haben⁹⁾. Vor allem Plastik und Malerei hat der Verfasser in seine Betrachtungen einbezogen; die Architektur, die zwar auch viele interessante Perspektiven ergeben hätte, tritt etwas in den Hintergrund. Der Stoff ist in vier Kapitel gegliedert: erst hören wir von der karolingischen Renaissance, dann vom Wiederaufbau antiker Elemente in der ottonischen Zeit; die oft recht komplexen Beziehungen zur Antike in der staufischen Zeit bilden die Fortsetzung, Nicola Pisano und die Anfänge der Renaissance in Italien den Schluß. Im großen und ganzen kann man den Darstellungen des Verfassers nur zustimmen; sie enthalten viele originelle Formulierungen und sachkundige Erläuterungen. Nur im ersten Kapitel ist der Beitrag der jungen nordischen Völker oft doch zu stark betont, ist neben der untergehenden Welt Roms die von keiner Völkerwanderung berührte durchaus lebendige Welt des östlichen Hellenismus zu wenig berücksichtigt. Denn diese letztere hat sich nicht nur in der Freskomalerei, sondern auch besonders in der Architektur geltend gemacht; die vom Verfasser zitierte Auffassung Pinders, der in Karls des Großen Palastkapelle in Aachen fränkische Klarheit und Schärfe sieht, ist sicher unrichtig; denn hier tritt uns fast wortwörtlich der vorderasiatische Hellenismus der Spätantike bzw. des Frühchristentums entgegen. Lobend sollen die auf 32 Tafeln verteilten Bilder erwähnt werden; zu bedauern ist nur, daß die Unterschriften erst zu hinterst in einem Verzeichnis zusammengefaßt sind.

Das Interesse für *mittelalterliche Kunst* ist in Deutschland immer ein sehr reges gewesen und selbst dem *Frühmittelalter*, d. h. der vor dem Jahre 1000 liegenden Zeit hat man stets eine besondere Pflege angedeihen lassen. Diese zeigen uns u. a. die unter dem Kölner Dom nach dem zweiten Weltkrieg ausgegrabenen, ihm vorhergehenden Kirchen, von denen ich bereits in einer Besprechung im diesjährigen Juniheft (S. 184—188) dieser Zeitschrift ganz beiläufig sprach. Als Antwort auf diese Bemerkung hin erhielt ich nun ein hübsches Büchlein *Der unterirdische Dom*, in dem uns der Leiter dieser Ausgrabungen, Otto Doppelfeld, einen ausführlichen Bericht über diese unter dem Kölner Dom in 14 Schichten zu Tage

⁸⁾ Florian Kupferberg, Berlin 1943.

⁹⁾ Kurt Desch, München 1949.

geförderten Baureste erstattet¹⁰). Im Text werden wir da durch alle Jahrhunderte von der Ubierstadt zur römischen Kolonie, dann in die fränkische, früh- und spät-karolingische, ottonisch-brunonische, salisch-annonische und staufische Zeit und außerdem noch durch die späteren Epochen geführt, wobei wir die aus diesen verschiedenen Perioden zu Tage geförderten Überbleibsel kennen lernen. Manche dieser Schichten enthalten allerdings ziemlich dürftige Reste, über denen ein kaum zu durchdringendes Dunkel lagert. Andere aber gewähren uns wieder mehr Aufschlüsse; für den Kunsthistoriker am wichtigsten ist die Aufdeckung des frühkarolingischen Doms, der etwa um einen Drittel kürzer als der heutige war und in seinen genauen Ausmaßen festgestellt werden konnte. Es handelt sich um eine dreischiffige Basilika mit Ost- und Westchor, Ostquerschiff und einem dem Ostchor vorgelagerten Chorjoch. Pläne, bei denen auch die nähere Umgebung mit einbezogen ist und Aufnahmen der Ausgrabungen verdeutlichen die Erläuterungen des Textes.

Außerdem ist auf die Siebenhundertjahrfeier des Kölner Doms noch eine weitere sehr schön ausgestattete Monographie *Der Dom zu Köln, 1248/1948* von *Hans Peters* erschienen¹¹). Der übersichtlich gegliederte Text behandelt zuerst den Bau selbst, dann die Bildwerke des Doms; er schließt angesichts des heute von Schutt und Trümmern umgebenen Doms mit ernstem Mahnwort, in denen er die Nachkriegsgeneration auf die ihr bevorstehenden Pflichten aufmerksam macht. Auf den Text folgen etwa 130 Wiedergaben von ganz ausgezeichneten Photographien von K. H. Schmölz; die den Anfang bildenden Gesamtaufnahmen des aus einem Ruinenmeer emporsteigenden Doms wirken geradezu erschütternd. Dann lernen wir in vorzüglichen Bildern zuerst das Äußere, dann das Innere genauer kennen. Eine Reihe Einzelheiten aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts bilden die Fortsetzung; wir sehen in farbigen Wiedergaben Fenster des Chors, Steinplastiken, das Chorgestühl, Malereien der Chorschranken und der Chorkapellen, sowie die etwas jüngeren Portalskulpturen. Es folgen einzelne nicht näher mit der Architektur in Zusammenhang stehende Werke: das noch vor 1000 entstandene Gerokreuz, die «Mailänder» und die «schöne» Madonna, die Malereien des Klarenaltars, die größtenteils dem 14. Jahrhundert entstammenden reichen Bildhauerarbeiten der Grabdenkmäler; mit Aufnahmen von Stephan Lochners Dombild und einigen Plastiken des 15. Jahrhunderts findet das gefreute Werk seinen Abschluß.

Zur Problematik der Architektur des späteren Mittelalters hat uns *Werner Groß* in seinem Buch *Die abendländische Architektur um 1300* einen Beitrag geliefert, der sehr viele anregende Gedanken enthält¹²). Er geht davon aus, daß die hochmittelalterliche Baukunst im Gegensatz zur Tektonik der Antike von Unruhe, Bewegung und Spannung erfüllt ist; dabei sieht er auch das mathematische Element, das der Architektur Festigkeit und Härte verleiht. Das alles ist sicher richtig gesehen; nur dürfen wir nicht vergessen, daß es sich hier um Merkmale handelt, die das Mittelalter von dem vom Verfasser nicht ganz richtig aufgefaßten Frühchristentum geerbt hat. Sicher ist es sodann richtig, wenn der Verfasser ausführt, daß die abendländische Architektur um 1300 eine Wandlung vollzieht und daß sich nicht nur in Italien, sondern auch im Norden, trotz des gotischen Kleids, ein Streben nach Klarheit und Übersichtlichkeit, nach Ruhe und Entspannung immer stärker bemerkbar macht. Und es mag auch stimmen, daß dieser in den verschiedenen Ländern in sehr verschiedener Weise hervortretende Drang zur Einfachheit und Klarheit einer Art einheitlichen Stilwillens zuzuschreiben ist, der m. Er. in letzter Linie durch das Sich-Abwenden vom Transzendentalen bedingt ist; daneben aber mögen auch andere Ursachen verschiedenster Art — Reaktionserscheinungen gegenüber der Hochgotik, Armutsideal und Entwertung des Altardienstes durch den Predigtakt der Bettelorden, Rückgriff auf frühere Formen christlicher Frömmigkeit, im Süden Wiederaufleben der Tektonik der Antike — zusammengewirkt haben, da und dort ähnliche Formen hervorzubringen. Als Basis für die Untersuchung der geistesgeschichtlichen Hintergründe der hoch- und spätmittelalterlichen Baukunst wird einem das Großsche Buch sicher gute Dienste leisten können.

Samuel Guyer

¹⁰) Staufen-Verlag, Köln und Krefeld o. D. (Vorwort 1948 datiert).

¹¹) L. Schwann, Düsseldorf 1948.

¹²) W. Kohlhammer, Stuttgart o. D. (Vorwort 1947 datiert).